

Bora - Stein der Winde

Von Scarla

Kapitel 2: Blut

Justin warf sich auf sein Bett. Er war frustriert und wütend zugleich. Er wollte nicht über Frederyc sprechen, weder mit seinen Freunden noch mit jemand anderem. Doch er wollte zumindest die Option haben, mit jemandem darüber reden zu können. Doch seine Freunde räumten ihm diese Möglichkeit gar nicht erst ein. Sie blockten immer sofort ab.

Das machte ihn wütend. Er wusste, dass sie nicht darüber reden wollten, doch war es nicht auch Bestandteil einer Freundschaft, das man manchmal Dinge tat, die man eigentlich nicht tun wollte?

Es brachte nichts, sich über seine Freunde zu ärgern, er konnte sie schließlich verstehen, auch wenn es ihm nicht gefiel. So ließ er also seine Gedanken wandern und sie wanderten auf vertraute Pfade. Immer, wenn er allein war und sich nicht gut fühlte, dachte er an einen Tag vor zwei Jahren.

Der Tag, der sein Leben so grundlegend geändert hat, wie es nur ging. Es war ein Donnerstag gewesen. Ihm geschah nie etwas Gutes an einem Donnerstag, dafür geschehen aber alle schrecklichen Dinge an diesem Wochentag.

Das hatte er schon früh gemerkt. Erst waren es Kleinigkeiten gewesen, doch es waren immer schrecklichere Dinge geschehen. Sein Vater war an einem Donnerstag verschwunden. Er war damals noch jung gewesen und hatte eine ganze Weile gebraucht, um zu verstehen, was überhaupt vor sich ging, aber die Tatsache, dass sein Vater an einem Donnerstag verschwunden war, die blieb. Er war auch an einem Donnerstag für Tod erklärt worden, obwohl Justin nicht an seinem Tod glaubte, doch das war eine andere Geschichte.

Denn das Ereignis, zu dem seine Gedanken letztlich wanderten, war der Tod seiner damals besten Freunde.

Er hatte nicht immer so viele Freunde gehabt und er war auch nicht immer so sehr in die Gesellschaft integriert gewesen. Er war als Kind sehr schüchtern, fast schon ängstlich gewesen. Er war anderen Menschen aus dem Weg gegangen und war deswegen als seltsam bezeichnet worden. Bis schließlich die Leute ihn in Ruhe gelassen haben. So hat er sich immer mehr in sich zurückgezogen, bis er Frederyc und Rei getroffen hatte.

Frederyc hatte damals beschlossen, sich mit ihm anzufreunden und ein Nein hatte er nie gelten lassen. Und so hatte sich Justin mit ihm angefreundet. Auch Marina, die die beiden Jungen nur liebevoll Rei gerufen hatten, war bald zu ihnen gestoßen. Sie waren seit dem Kindergarten unzertrennlich gewesen, sie hatte zusammen gelacht und geweint, sich jeden Tag gesehen.

Und dann war Frederyc verschwunden. Vor zwei Jahren an, wie sollte es anders sein,

einem Donnerstag. Zwei Wochen suchte man nach ihm, dann fand man eine Leiche, bis zur Unendlichkeit verbrannt. Man hatte ihn zwar nicht eindeutig identifizieren können, dennoch hatte es für die Verantwortlichen keinen Zweifel daran gegeben, dass es sich um Frederyc handelte.

Eine Woche später, ebenfalls an einem Donnerstag, hatten Rei und er sich in der Eisdiele verabredet. Sie hatten nicht ein Wort gewechselt, obwohl sie zwei Stunden geblieben waren. Und als sie gegangen waren, hatte Justin gewusst, dass er auch Rei das letzte Mal lebend sehen würde. Er hatte es in ihren Augen gesehen.

Er war ihr nachgegangen, aber erst als er sich sicher war, dass er es nicht mehr verhindern konnte. Er hatte bewusst so lange gewartet. Er hatte gesehen, wie der Lastwagen sie erfasst hatte und er hatte das trockene Knacken gehört, mit dem ihr Genick gebrochen war. Er war im Moment ihres Todes bei ihr gewesen. Es war ihm wichtiger gewesen, bei ihr zu sein, wenn sie starb, als es zu verhindern.

Er wusste bis heute nicht, warum er es nicht getan hatte. Die Tatsache aber blieb. Er hätte ihren Tod verhindern können, doch er hatte es nicht getan. Irgendetwas hatte ihn daran gehindert. Und er hatte immer das Gefühl gehabt, das es richtig gewesen war, auch wenn ihn das Wissen, das ihr Blut an seinen Händen klebte, an manchen Tagen fast wahnsinnig machte.

Der einzige Grund, warum er selbst noch lebte, war, weil er zu Feige gewesen war, danach den letzten Schritt zu tun. Er hatte später oft mit einem scharfen Küchenmesser dagestanden. Er hätte nur eine kleine Bewegung machen müssen, aber er hatte sich nicht getraut. Er hatte auch oft an einer Autobahn gestanden. Ein Schritt hätte genügt, es wäre so leicht gewesen. Es gab unzählige Möglichkeiten. Und dennoch lebte er noch.

Mit einem Ruck setzte er sich auf und schüttelte heftig den Kopf. Er wollte vergessen, er wollte sich nie wieder daran erinnern. Aber er konnte nicht vergessen. Jedes Mal wenn er die Augen schloss, erinnerte er sich daran. Jede Nacht wachte er schweißgebadet auf und dachte daran.

Vielleicht war dies auch nur ein grausamer Traum und in Wirklichkeit saß er in einer Zwangsjacke in irgendeiner Ecke, weil er wahnsinnig war. Wer wusste das schon genau?

Und so schüttelte er weiter den Kopf, hoffte, dass endlich ein schönerer Gedanke kommen würde. Er sprang auf und rannte die Treppe runter. Er schlüpfte in die Schuhe und war aus dem Haus, bevor seine Mutter auch nur den Kopf aus der Küche strecken konnte.

Er rannte los. Er lief die Straße hinab, so schnell er konnte. Manchmal half es, wenn er einfach nur lief, so schnell und so weit, wie ihn seine Beine tragen konnten. So lange, bis seine Lunge brannte und schier in seiner Brust zu zerspringen drohte, und seine Beine wie aus Blei waren. Er wusste nicht, wohin er lief. Es spielte für ihn auch keine Rolle.

Als er schließlich stehen blieb, war er im Wald. Er wusste nicht genau, wo er war, aber das machte nichts, früher oder später kam er auf einen Weg, den er kannte, da war er sich sicher. Er ging noch ein paar Schritte, dann blieb er erschöpft stehen. Er glaubte, er könnte keinen Schritt mehr tun. Seine Lunge brannte und er hatte einen metallischen Geschmack im Mund.

Er blieb einfach wo er war, schloss die Augen und atmete, den Kopf weit in den Nacken gelegt. Er dachte an nichts und das war für ihn so wohltuend, das der Moment für ihn hätte ewig dauern können. Doch er musste wieder zurück. Als er die Augen öffnete sah er, dass es langsam anfang zu dämmern.

So ging er los, einfach den Weg weiter. Doch dann hörte er ein Geräusch hinter sich, wandte sich um und starrte mit großen Augen auf das, was hinter ihm vor sich ging. Denn er stand nicht mehr im Wald, *sondern auf einem Schlachtfeld.*

Gepanzerte Reiter auf gepanzerten Pferden waren um ihn herum und versuchten einander vom Pferderücken zu stoßen. Damit das eigene Tier besser den Kopf des Feindes zertrümmern konnte.

Der Boden war blutgetränkt und mit toten Körpern bedeckt. Von überall drang das Klagen und Wimmern von Verletzten und Sterbenden an sein Ohr. Er hörte Kampfschreie und das schrille Wiehern der Pferde und er roch Blut.

Justin war verwirrt. Wie kam er auf einmal hierher? Und wo war er überhaupt? Was war das für ein Massenschlachten und wie sollte er nur jemals hier herauskommen?

Doch dann sah er etwas, was allen anderen Gedanken fortblies, als hätte es sie nie gegeben.

Er sah zwei Reiter. Einer war komplett gepanzert, ebenso sein Pferd. Der andere trug nur eine leichte Rüstung aus Leder und einen schwarzen Helm, sein schwarzer Hengst trug nicht einmal eine Decke. Doch das war es nicht, was ihn so fesselte und zugleich schockierte.

Hätte er in diesem Moment einen klaren Gedanken fassen können, so hätte er keinen Pfifferling auf das Leben des Mannes in leichter Rüstung gegeben. Dennoch wusste er, dass der Reiter der Überlegene sein würde. Doch das war es alles nicht.

Das Pferd des Gepanzerten stieg und schlug dem Anderen den Helm vom Kopf.

Justin war es, als blickte er in einen Spiegel. Die Gesichtszüge waren etwas härter, unerbittlicher, aber ganz eindeutig die seinen. Die Haare waren länger, zerzauster, hatten aber dieselbe feuerrote Farbe. Nur die Augen waren anders. Sie waren kalt und ohne Mitleid.

Dennoch war es ihm, als wäre er selbst es, der auf dem schwarzen Hengst saß, ihn am Zügel herumriss und sein Schwert bis zum Heft im Körper des Gepanzerten versenkte. Justin spürte dabei, wie das Adrenalin durch seinen Blutkreislauf jagte, er spürte, wie das Schwert auf Blut und Knochen traf und hindurchfuhr, wie durch Butter. Er spürte, wie der Hengst unter ihm vor brachialer Freude über das Blutbad um ihn herum bebte.

Und dann schaut sein dunkler Zwilling ihn an. Ihre Blicke trafen sich. Justin war sich sicher, dass sein Gegenüber ihn direkt anschaute, als wollte er ihm etwas mitteilen. Justin wusste, dass er ihm etwas sagen wollte, etwas, das es wichtig war.

Doch dann war der Moment vorbei. Er stand wieder im Wald. Ihm war, als wäre eine Ewigkeit vergangen, doch die Sonne stand noch immer am Himmel. Er machte zwei hilflose Schritte, während seine Gedanken rasten. Dann erbrach er sich, den Geruch nach Blut noch immer in der Nase.

Er sackte auf den Waldboden und zitterte am ganzen Körper, erbrach sich ein zweites Mal. Er wusste nicht, was das eben gewesen war. Er hatte wieder einmal das Gefühl, verrückt zu werden. Und er wurde den verdammten Geruch von Blut nicht mehr los.

Es war schon fast dunkel, als er schließlich aufstand. Wie ein Schlafwandler bewegte er sich durch den nachtschwarzen Wald. Er wollte jetzt nur noch nach Hause.